Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 64 (1984)
Heft: 10

Artikel: Zwingli und Luther : Einheit und Gegensätzlichkeit zweier Reformatoren
Autor: Meyer, Helmut
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164156

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Helmut Meyer

Zwingli und Luther

Einheit und Gegensätzlichkeit zweier Reformatoren

Geschichte der Reformation präsentiert sich häufig als Theaterstück. Auf der Bühne steht die verderbte Kirche des Spätmittelalters: Bischöfe verprassen die mit Schweiss und Tränen abgelieferten Abgaben der Gläubigen, dümmliche Priester leiern den Messtext, den sie selbst nicht verstehen, lüsterne Mönche und Nonnen vergnügen sich in Orgien statt zu beten und zu arbeiten, einfältige Laien pilgern zu wundertätigen Reliquien, schlagen das Kreuz vor Heiligenbildern und belohnen sich anschliessend für solche Mühen mit dem ausgiebigen Besuch von Bad- und Wirtshäusern. Dann betreten die Reformatoren die Bühne, an ihrer Spitze Luther und Zwingli. Mit vereinten Kräften verjagen sie die Bischöfe, räumen die Klöster, belehren die Priester und predigen zu den Laien, die ihre Worte aufnehmen wie Verdurstende das Wasser in der Wüste. Das Publikum applaudiert. Dann aber verbreitet sich Ratlosigkeit sowohl auf der Bühne wie im Parkett. Die beiden Vorkämpfer der Reformation und mit ihnen ihr beidseitiger Anhang geraten in Streit. Die reformatorische Bewegung spaltet sich. Betroffenheit und Ratlosigkeit im Publikum: Muss das sein? Warum muss auf die Spaltung der Kirche auch noch die Spaltung der Reformation folgen? Mag der gläubige Protestant die Trennung von Rom als Tragödie hinnehmen, so bleibt ihm der Streit zwischen Zwingli und Luther ein Ärgernis.

Auch Ärgernisse bedürfen der historischen Erklärung. Versucht werden soll, den Ablauf des reformatorischen Geschehens einmal nicht aus dem Parkett, sondern aus den Kulissen zu betrachten. Kulisse ist die Welt vor der Reformation, die Welt des Spätmittelalters, deren Kinder Zwingli und Luther waren, auch wenn sie sich in manchem gegen sie kehrten. Aus ihr betraten sie die Bühne und machten Reformationsgeschichte.

Diese spätmittelalterliche Welt war alles andere als einheitlich. Sie war vielmehr gerade auch im religiösen Bereich von einer erstaunlichen Vielfalt. Im weiten Rahmen einer mit vielen Missständen behafteten Kirche quollen, flossen und vermengten sich alle möglichen Strömungen. Verschiedenste theologische Lehrmeinungen standen sich gegenüber. Verschiedenste Orden von benediktinischer Pracht bis zu augustinischer Intellektualität, von der Armut observanter Franziskaner bis zur Unduldsamkeit der Dominikaner,

von der asketischen Imitatio Christi bis zur verkommenen Säufergesellschaft beteten, kasteiten sich, predigten, bettelten und prassten. Tiefe Frömmigkeit gläubiger, oftmals in Bruder- und Schwesternschaften verbundener Laien herrschte neben platter religiöser Betriebsamkeit. All dies duldete ein verweltlichter Kirchenapparat, sofern nur seine Rechte, seine Einkünfte, seine Autorität nicht in Frage gestellt wurden. Papst und Klerus übten eine auf Desinteresse und Unwissenheit begründete Toleranz.

In dieser spätmittelalterlichen Kirche entwickelten sich zwei Kleriker, die in ihrem Lebensgang bis zum ersten Auftritt auf der Bühne der Geschichte nur wenig gemeinsam hatten: Martin Luther und Ulrich (Huldrych) Zwingli.

Herkunft

Als wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Reformatoren wird oftmals die Herkunft betrachtet. Da der Schweizer – dort der Deutsche. Da der Landammannssohn aus dem freien Toggenburg – dort der Fürstenknecht. Eine genauere Betrachtung stellt eine solche Polarisierung in Frage. Zwinglis erster Landesherr war der Abt von St. Gallen, genauso ein deutscher Reichsfürst wie der Kurfürst von Sachsen. Gewiss besassen die Toggenburger gegenüber ihrem Fürstabt eine recht weit gehende Selbständigkeit, aber auch Luthers Vorfahren, die Bauern in Möhra, verwalteten sich zu einem beträchtlichen Masse selbst. Weder Abt Ulrich Rösch noch Kurfürst Friedrich der Weise waren absolute Monarchen. Nicht die Gegensätzlichkeit, sondern die Ähnlichkeit der Herkunft der beiden Reformatoren fällt ins Auge. Beide entstammten einem relativ gehobenen bäuerlichen Milieu: der Sohn des Ammanns von Wildhaus, der auch etwas Handel trieb, der Sohn des kleinen Kupferminenpächters aus Mansfeld. Beide hatten gebildete Verwandte, die den begabten Neffen zum ersten Studium verhalfen: Zwingli den Onkel Bartholomäus in Weesen, Luther mütterliche Verwandte in Eisenach. Dass Zwingli zu einem ausgeprochenen homo politicus wurde, Luther dagegen so ziemlich das Gegenteil davon, ist nicht eine Folge unterschiedlicher Abstammung, sondern unterschiedlicher Entwicklungen, vielleicht auch grundsätzlich unterschiedlicher Anlagen und Charaktere.

Charaktere

Was wissen wir über die Seele Zwinglis, was wissen wir über die Seele Luthers? Luther hat gern und oft über sich selbst gesprochen: von seinen Anfechtungen, seinem Ringen um den rechten Glauben, von seiner Jugend,

seiner Frau, seinem Haushalt, seinen Hämorrhoiden und seinem stockenden Stuhlgang. Was Luther tat, das kam, auch wenn es durch äussere Ereignisse ausgelöst wurde, aus seinem Inneren und wirkte auf sein Inneres zurück. Bei allem, was er sagte und tat, war sein Gemüt beteiligt: bisweilen gütig, humorvoll, oft heftig, grob, cholerisch, masslos. Demgegenüber sprach Zwingli eigentlich nur dann über sich selbst, wenn ihm etwas unterstellt wurde, wenn er sich angegriffen fühlte, wenn etwa behauptet wurde, er sei ein Epigone Luthers. Ihm lag nicht die auf sich bezogene *vita contemplativa,* sondern die *vita activa;* es drängte ihn zum Handeln, zum Verkündigen. Die Person trat hinter der Sache zurück, die verfochten werden musste. Das Temperament kristallisierte sich in seinen Texten zu klarer, bisweilen harter, ja rechthaberischer Beweisführung; wo Luther explodierte, da argumentierte er scharf, wo Luther grob war, war Zwingli schroff. Gemeinsam war beiden die Unbeirrbarkeit, ja Unerbittlichkeit, aber sie war aus verschiedenen Quellen gespeist, da aus der Sicherheit der im Glauben geborgenen Seele, dort aus der Sicherheit des prophetisch erleuchteten Verstandes.

Bildungsgang

Als sich die beiden Reformatoren 1529 in Marburg zum ersten und letzten Mal trafen, sprach Luther über Gott: «Wenn wir seine Wege wüssten, so wäre er nicht der Unbegreifliche, er, der Wunderbare.» Zwingli aber entgegnete: «Gott ist wahr und licht, er führt nicht ins Dunkle. Die Orakel der Dämonen sind dunkel, nicht die Sprache Christi.»

Hinter diesem Gegensatz stehen zwei Bildungsprogramme. Das zentrale Thema der hoch- und spätmittelalterlichen Philosophie war das Verhältnis zwischen Gott und Vernunft, zwischen Fides und Ratio. Zwei Schulen, die *Via antiqua* und die *Via moderna,* standen sich gegenüber. Die im 14. Jahrhundert vom englischen Franziskaner William Ockham entwickelte Lehre der Via moderna trennte scharf zwischen Erkenntnissen menschlicher Vernunft und der Offenbarung Gottes. Menschliche Vernunft mochte zur Bewältigung dieser Welt taugen, zur Erkenntnis Gottes taugte sie nichts. Gottes Allmacht war nicht an die Vernunft gebunden. Was er den Menschen in seinem Wort offenbart, kann paradox, wider die Vernunft sein, und was er ihnen nicht in seinem Wort offenbart, das bleibt verborgen. Die Schulen und Universitäten, die Luther durchlief, waren von der Via moderna geprägt. Sie dominierte an der Universität Erfurt, an der Luther studierte, und sie dominierte im Augustinerorden, in den Luther eintrat. «Sofern also Gott sich verbirgt und von uns nicht erkannt sein will, geht er uns nichts an ... Nur insofern er durch sein Wort, durch das er sich uns

dargeboten hat, umkleidet und bekannt gemacht hat, haben wir mit ihm zu tun», sagt Luther in «De servo arbitrio» gegen Erasmus, und im Abendmahlsstreit formuliert er gegen Zwingli: «Darauf stehen, glauben und lehren wir auch, dass man im Abendmahl wahrhaftig und leiblich Christi Leib isst und zu sich nimmt. Wie das aber zugeht oder wie er im Brot sei, wissen wir nicht, sollen wir auch nicht wissen. Gottes Wort sollen wir glauben und ihm nicht Weise oder Mass setzen.» Im paradoxalen Verständnis der Realpräsenz ohne vorangegangene Transsubstantiation erweist sich Luther als ausgesprochener Vertreter der Via moderna.

Demgegenüber hat Zwingli die auf Thomas von Aquino und Duns Scottus zurückgehende Schule der Via antiqua durchlaufen. Danach war Gott zwar über jeder Vernunft, aber nicht wider jede Vernunft. Die Fähigkeit des vernünftigen Denkens war ein Geschenk Gottes, das nicht nur zum Verständnis der Welt, sondern auch zur Einsicht in den Glauben führen konnte. Gewiss hat sich Gott erst in Christus ganz offenbart, doch bedeutete dies nicht, dass alle Denker vor Christus völlig geirrt hätten. «Warum das Geschenk der Vernunft nicht nützen zur Erkenntnis des Glaubens», hatte Petrus Abälard schon im 12. Jahrhundert gesagt. Zwingli hätte diesen Satz wohl auch unterschrieben. Gewiss stand auch für ihn im Zentrum das Wort Gottes, aber die gläubige Vernunft war eine Hilfe zu seinem Verständnis, nicht ein Hindernis. 1524 bekämpft er in einem Brief an den altgläubigen Fridolin Lindauer die traditionelle Sakramentslehre: «Denn wenn die Sünden durch Sakramente hätten getilgt werden können, warum musste dann Christus Mensch werden und konnte nicht einfach die Sakramente einsetzen, durch die wir dann gereinigt worden wären? Jetzt wirst du einwenden, dass die Sakramente natürlich nicht aus eigener Kraft, sondern kraft des Leidens Christi von Sünden reinigen. Warum hast du denn den Grundsatz des Aristoteles vergessen: ‚Was sich von einer Sache aussagen lässt, gilt noch in höherem Masse von dem, was die Sache verursacht.' Wenn die Sakramente deshalb reinigen, weil durch sie das Blut Christi wirkt, so ist die Reinigung von den Sünden Verdienst des Blutes und nicht der Sakramente.» Zwingli stützt also sein Sakramentsverständnis auf die aristotelische Logik ab, die Logik jenes Aristoteles, über den Luther sagte: «Der ganze Aristoteles verhält sich zur Theologie wie der Schatten zum Licht» und «Ich finde es mehr als erstaunlich, wie unsere Gelehrten so unverfroren behaupten können, Aristoteles widerspreche der katholischen Wahrheit nicht. Für Luther war daher Aristoteles «Teufel in Person». Bezeichnend für Zwinglis Vertrauen in die Ratio ist auch sein Kampf gegen die mit dem Glauben an die Realpräsenz Christi im Sakrament verbundene Ubiquitätslehre Luthers. Am deutlichsten wird es in Zwinglis Kommentar zu Jesaia 42, 8: Nur die göttliche Natur Christi kann überall sein, nicht die

menschliche, denn Ubiquität und menschliche Natur widersprechen sich per definitionem. Also kann der Leib Christi in der Eucharistie, die ja an sehr vielen Orten gleichzeitig gefeiert wird, nicht vorhanden sein!

Die *Marburger Disputation* 1529 mutet in manchen Teilen als protestantische Fortsetzung des mittelalterlichen Streites zwischen Via moderna und Via antiqua an. Osiander, der Begleiter Luthers, berichtet: «Zwingli behauptete, Christus sei uns in allen Dingen gleich geworden ..., unsere Leiber aber seien jeweils nur an einem Ort, darum müsse auch der Leib Christi an einem Ort allein sein und könne nicht an vielen Orten sein im Abendmahl. Luther entgegnete: ‚Gott ist allmächtig, er kann meinen Leib ohne eine Stätte erhalten, er kann auch einen Leib an mehr als einem Ort halten, wenn er will. Zwingli solle nicht so kindisch von der göttlichen Majestät und Allmacht denken und reden.' Zwingli und Ökolampad fuhren fort und wollten eifrig nach der Vernunft darlegen, dass ein Leib nicht an vielen Orten oder gar keinem Ort sein könne. Das wollte ihnen aber Luther nicht gestatten, er sagte: ‚Vernunft, Philosophie und Mathematik gehören nicht hierher!'»

Der Weg zum Reformator

Am 2. Juli 1505 geriet der Student der Jurisprudenz Martin Luther, der ein halbes Jahr zuvor das Grundstudium als magister artium mit Glanz abgeschlossen hatte, beim Dorf Stotternheim in ein Gewitter und gelobte in tiefem Schrecken: «Hilff du, Sankt Anna, ich will ein Mönch werden!» Zwei Wochen später bittet er den Prior des Augustinereremitenklosters Erfurt um Aufnahme in den Orden. Er wird Mönch und bleibt es in gewisser Hinsicht sein Leben lang: Er ringt um das Heil, sein Heil und das der Mitmenschen, vor Gottes Gericht. Er tut dies zunächst in traditioneller Weise, nämlich durch Armut und Askese, durch die Imitatio Christi. Bei seinem Besuch in Rom 1510 rutscht er die Pilatustreppe auf den Knien hinauf und betet auf jeder Stufe drei Vaterunser, um den Grossvater aus dem Fegefeuer zu erlösen. Er kämpft darum, das Gesetz Gottes zu erfüllen, und verzweifelt daran. Er erkennt die Hinfälligkeit aller menschlichen Werke. Und er erkennt, dass die Gerechtigkeit Gottes nicht das ist, was wir uns darunter vorstellen. Im Wintersemester 1515/16 erklärt der mittlerweile zum Theologieprofessor aufgerückte Augustinermönch seinen Studenten in Wittenberg in der Vorlesung über den Römerbrief: «Gott will uns nicht durch eigene, sondern durch fremde Gerechtigkeit ... retten, durch eine Gerechtigkeit, die nicht aus uns kommt, sondern die anderswoher in uns hineinkommt, die nicht unserer Erde entspringt, sondern die vom Himmel kommt.» Diese Gerechtigkeit ist Gnade, die den Glauben verleiht, der

wiederum allein zur Gnade führt. Anfang und Kern der lutherischen Theologie ist die Lehre von der Gerechtwerdung des Menschen «*sola gratia*».

Fortan steht für Luther Gnade gegen Gesetz, Neues gegen Altes Testament. «Das Gesetz Gottes», sagt er 1518, «die allerheilsamste Lehre des Lebens, kann den Menschen nicht zur Gerechtigkeit bringen, sondern steht dem vielmehr entgegen ... Das Gesetz wirkt den Zorn Gottes, es tötet, verflucht, macht schuldig, richtet und verdammt alles, was nicht in Christus ist ... Das Gesetz sagt ‚Tu dies' und es wird nie getan; die Gnade sagt ‚Glaube an den' und schon ist alles getan.»

Mit der «Reformation», das heisst, der seit Jahrhunderten geforderten Erneuerung der Kirche hatte die Rechtfertigungslehre des Wittenberger Professors zunächst gar nichts zu tun. Luther wollte kein Reformator sein und ist es in mancher Hinsicht auch nicht gewesen. Er hat das Wort «Reformation» nie auf seine eigene Tätigkeit bezogen. «Reformationen» waren Verbesserungen auf dieser Welt, er aber hatte das Wort Gottes zu verkünden. Allerdings stand sein «sola fide – sola gratia»-Prinzip in krassem Gegensatz zur bestehenden religiösen Praxis. Während Luther feststellte «Die Werke der Menschen sehen zwar immer schön aus und scheinen gut zu sein; es ist jedoch beweisbar, dass sie Todsünden sind», eilten die Gläubigen von Messfeier zu Messfeier, pilgerten dahin, stifteten dort und kauften Ablasszettel, unter anderem auch im nahen Magdeburg beim Dominikanerprediger Tetzel. Dagegen verfasste Luther die noch recht vorsichtig formulierten Ablassthesen, mit denen er dem kirchlichen Macht- und Finanzapparat ins Fettnäpfchen trat und eine Bewegung auslöste, deren Verlauf und Ende er kaum voraussehen konnte. Nicht durch die Formulierung einer theologischen Theorie, die durchaus ihre Vorläufer hatte, überschritt Luther die Grenzen der Toleranz, sondern dadurch, dass diese Theorie ihm als Grundlage einer pastoralen Kritik der Praxis diente. Nicht Luther ging auf die traditionelle Kirche los, sondern die traditionelle Kirche auf ihn, einen Mann, der sich als Verkündiger und Mahner, keineswegs als Reformer oder gar Totengräber der Kirche verstand. Die Machtkirche verdächtigt Luther, der eine längst übliche Kritik mutig und öffentlich formuliert hat, der Ketzerei, und macht ihm den Prozess, während er sich in den Jahren 1518/19 noch durchaus zurückhält, und zwar beharrlich, aber defensiv kämpft. Erst 1520 schlägt er mit seinen grossen Programmschriften und der Verbrennung der Bannandrohungsbulle zurück.

Die oberflächliche Werkgerechtigkeit und die Veräusserlichung des kirchlichen Apparates waren für Luther gar nicht ein Anlass zu Reformen, sondern Orientierungshilfen zu einer heilsgeschichtlichen Standortbestimmung. Sie zeigten, dass man sich in einer Endzeit befand, dass das Gericht

Gottes unmittelbar bevorstand. «Wahrlich, ich sage Euch: Hier wird kein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerstört würde», sagt Jesus in Mt. 24. Die Jünger fragen: «Sage uns, wann wird dies geschehen, und was wird das Zeichen deiner Wiederkehr und das Ende der Welt sein?» Jesus antwortet: «Viele werden unter meinem Namen kommen und sagen: Ich bin der Christus, und werden viele irreführen ... Dann wird man euch der Drangsal preisgeben und euch töten, und ihr werdet um meines Namens willen von allen Völkern gehasst sein ... Und viele falsche Propheten werden auftreten und werden viele irreführen ... Wer aber ausharrt bis ans Ende, der wird gerettet werden. Und dieses Evangelium vom Reiche wird auf dem ganzen Erdkreis gepredigt werden allen Völkern zum Zeugnis, und dann wird das Ende kommen.» Für Luther trafen diese Endzeitvisionen auf seine Zeit zu, und das Verhalten der römischen Kirche bestätigte ihn darin. Die Endzeit aber stand im Zeichen des Satans: «Der Satan wird aus seinem Gefängnis losgelassen werden und wird ausgehen, um die Völker zu verführen» (Off. 20, 7–8). Tatsächlich war die Tätigkeit des Satans überall zu verspüren: «Leser ...», mahnte Luther, «sei dem Herrn befohlen, und bete für den Zuwachs der Verkündigung gegen den Satan. Denn der ist mächtig und bösartig, gerade jetzt gefährlicher denn je, weil er weiss, dass er nur noch eine kurze Frist wüten kann.» Nicht, dass der Teufel die Menschen zur Sünde anhielt und dass auch Priester, Mönche und selbst der Papst davon nicht ausgenommen waren, war entscheidend. Entscheidend war vielmehr, dass er Irrlehren verbreitete wie etwa die Lehre vom Ablass, und dass er von der Kirche offensichtlich derart Besitz ergriffen hatte, dass diese den Irrglauben förderte und die Verkündigung des wahren Glaubens unterdrückte. Unter diesen Umständen war eine «Reformation» der Kirche aussichtslos und unnötig. Nötig war die Umkehr jedes einzelnen in Anbetracht des nahen Endes.

Es erstaunt nicht, dass von einem «lutherischen Reformprogramm» nicht die Rede sein kann. Alles, was Luther zum Leben in dieser Welt, zur weltlichen Ordnung sagte, war letztlich «Überlebensethik im Chaos», trug den Stempel des Provisorischen, des Übergangs. Weder galt es, in der Art Thomas Müntzners das Reich Gottes auf Erden zu errichten noch in der Weise Zwinglis einen christlich-reformierten Staat zu schaffen – all das war Hybris! –, es galt vielmehr, im Glauben stark zu bleiben und im Sinne Augustins als *civitas Dei* hoffnungsfroh durch die letzten Tage der *civitas terrena* auszuharren.

Im Unterschied zu Luther war Zwingli bewusster Reformer. Er war es bereits in Glarus und, mit geringeren Wirkungsmöglichkeiten, in Einsiedeln. Nicht das Ringen in der Klosterzelle, sondern die Auseinandersetzung mit der politisch-kirchlichen Realität und der Humanismus haben ihn geprägt.

Nicht die freie Alpenluft des Toggenburgs, die er seit seinem sechsten Lebensjahr nur noch selten geschnuppert hat, sondern die politische Zerrissenheit, die fruchtlosen und furchtbaren Verstrickungen in die grossen europäischen Kriegsschauplätze, die sozialen Spannungen, die er in Glarus antraf und auch in der übrigen Eidgenossenschaft sehr wohl wahrnahm, liessen Zwingli zum Kritiker werden. Er kritisierte als Humanist, und wie Luther in gewisser Weise sein Leben lang Mönch blieb, blieb er in manchem sein Leben lang Humanist. Wie stark der Humanismus die beiden Reformatoren beeinflusst und geprägt hat, ist eine ebenso oft diskutierte wie schwierige Frage, weil der Humanismus eine sehr breit aufgefächerte literarisch-philosophische Strömung war, die durchaus Querverbindungen zu den scholastisch beherrschten Universitäten aufwies. Es gab wohl kaum bedeutende Geister der Zeit, die nicht irgendwie vom Humanismus beeinflusst waren. Auch wenn Luther seinem ganzen Charakter nach gewiss alles andere als ein typischer Humanist war, so hat er doch die Herausgabe des Neuen Testamentes in der griechischen Originalsprache durch Erasmus sehr begrüsst. Auch das lutherische «sola scriptura»-Prinzip lässt sich als konsequente Weiterführung des humanistischen Aufrufs, *ad fontes* zurückzugehen, begreifen, wenngleich es Luther dabei natürlich nicht nur um eine historisch-methodologische Frage ging und er entsprechende Vorbilder auch in der augustinischen Tradition fand. Dagegen hatte Luthers vom Endzeitbewusstsein geprägtes Weltbild mit dem humanistischen Bildungsoptimismus nichts gemein. Zweifellos ist Zwingli vom Humanismus sehr viel stärker beeinflusst worden als Luther. Humanistisch ist sein intensives Studium antiker Autoren. Humanistisch ist seine im Selbststudium erworbene Beherrschung des Griechischen, in der er Luther überlegen war. Humanistisch geprägt sind vor allem seine Reformbemühungen, die im «Fabelgedicht vom Ochsen» um 1510 erstmals fassbar werden. Als Humanist wendet er sich zunächst gegen den Reislauf nach Frankreich, später gegen das Söldnerwesen überhaupt. Als Humanist wird er nach Zürich berufen und erregt dort erstmals Aufsehen, indem er als Leutpriester am Grossmünster die Perikopenordnung durchbricht und mit der fortlaufenden Auslegung des Matthäus-Evangeliums seine Tätigkeit aufnimmt. Als Humanist kritisiert er Oberflächlichkeit und Veräusserlichung der Kirche und drängt auf Reformen.

Dabei bleibt er allerdings nicht stehen. Er sieht immer mehr, dass die humanistischen Reformansätze Papier bleiben und dass ihre Verfasser vielfach mit der gekonnten Formulierung ihr Ziel auch schon erreicht zu haben glauben. Ihn aber drängt es zur Tat. Dass es aber bis jetzt trotz guten Willens nicht zur reformerischen Tat gekommen ist, beweist ihm die menschliche Unzulänglichkeit. Nicht die Vergeblichkeit asketischen Heils-

ringens wie bei Luther, sondern die Verderbtheit der Gesellschaft und die Vergeblichkeit vorangegangener Reformbemühungen führen Zwingli zur Erkenntnis des «sola gratia – sola fide». Die Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben ist nicht der Anfang, sondern das Ende von Zwinglis Weg zum Reformator.

Luther und Zwingli stimmen darin überein, dass der Christ allein durch den aus dem Wort geschöpften Glauben die Gnade erhalten könne. Wann aber wird diese Begnadigung wirksam? Am baldigen Jüngsten Gericht, meint Luther. *Auch* hier und jetzt, meint Zwingli, denn für ihn steht das Jüngste Gericht gar nicht so bald bevor: «Wer kann sich der Erkenntnis entziehen, dass der Tag des Herrn da sei ..., *nicht der letzte Tag,* wo der Herr diese ganze Welt richten wird, sondern der Tag der Erneuerung der *gegenwärtigen Verhältnisse»,* schreibt er im Vorwort zum «Commentarius de vera et falsa religione».

«Regnum Christi etiam externum» – das Reich Christi ist nicht nur unsichtbar in den Herzen der dem Gottesreich zustrebenden Pilgerschar, sondern entfaltet sich auch hier und jetzt: in Zürich, in der Eidgenossenschaft, auf der ganzen Welt. Was humanistischer Wille nicht zustande brachte, bringt die Verkündigung des Evangeliums durch Gottes Propheten Zwingli zustande: die Erneuerung der christlichen Gemeinschaft auf der Basis des Schriftprinzips. «Sola scriptura» – das ist für Zwingli nicht nur Basis des Glaubens, sondern auch Basis der gesellschaftlichen Ordnung. Dementsprechend wird nun «reformiert»: Was nicht schriftgemäss ist, hat zu verschwinden: Bilder, Fastenrituale, Pilgerfahrten, Klöster, Messfeier. An die Stelle der universalen hierarchischen Priesterkirche tritt die Gemeinde, die zugleich Kirchgemeinde und politische Gemeinde ist. In ihr wird der neu gewonnene wahre Glaube wirksam. Gottes Wort bezweckt nicht nur individuelle Erlösung, sondern auch den «gemeinen Nutzen». Zwar bleibt auch diese erneuerte christliche Gemeinschaft unvollkommen, sündhaft, zwar bleibt der ewige Friede in vollkommener Liebe im Reich Gottes vorläufig Verheissung. Aber im Unterschied zu Luther steht die Gnade Gottes nicht im Gegensatz zum Gesetz Gottes. Die mit der Reformation den Menschen erwiesene Gnade ermöglicht es ihnen vielmehr, den Willen Gottes bis zu einem gewissen Grade zu erfüllen – sofern sie die Botschaft annehmen. Damit begründet Zwingli seinen Kampf um die Durchsetzung der Reformation in der ganzen Eidgenossenschaft.

Einheit und Vielfalt der reformatorischen Bewegung

Der Blick aus den Kulissen heraus ergibt im wesentlichen, dass mit Zwingli und Luther zwei ganz verschiedene Menschen auf verschiedenen Wegen

mit verschiedenen Zielen auf die Bühne des Reformationsgeschehens gelangt sind. Nunmehr stellt sich nicht mehr die Frage, was sie unterscheide, sondern, was sie überhaupt verbinde. Wie konnte die Reformation – was zunächst bei Freund und Feind der Fall war – überhaupt je als einheitliche Bewegung empfunden werden?

Die Reformation gleicht in ihrer ersten Phase, die etwa von 1517 bis 1525 anzusetzen ist, einem ungebändigten, Hochwasser führenden Strom, der alle möglichen Stämme, Äste, losgebrochene Schilfrohre und dazu viel Geschiebe mit sich führt, ohne sie reinlich zu trennen und auszuscheiden. Nicht nur Luther und Zwingli, sondern auch die Täufer und Schwärmer trieben zunächst in diesem Bette einem noch kaum erkennbaren Ziel entgegen. Die Reformation erreichte in diesen Jahren ihre Breiten- und Tiefenwirkung nicht durch dogmatische Wälzer oder klar paraphierte Katechismen, sondern durch Flugschriften und Schlagworte: Sola scriptura – sola fide – sola gratia! Im Bekenntnis zu diesen Prinzipien unterschieden sich Luther und Zwingli nicht, auch wenn sie auf unterschiedliche Weise dazu gelangt waren und auch unterschiedliche Schlüsse daraus zogen. Die Reformation war Protestbewegung gegen Rom, gegen den Papst, gegen die traditionelle Machtkirche. Für Zwingli wie für Luther war das Papsttum die Verkörperung des Antichrists. Auch die Gegenseite differenzierte nicht: Ketzer waren Ketzer – ob unter ihnen selbst noch Unterschiede bestanden, interessierte zunächst wenig.

Bannerträger der reformatorischen Bewegung aber war Martin Luther. *Er,* der unbekannte Mönch und Schreibtischgelehrte, hatte die Thesen gegen den Ablass angeschlagen, *er* hatte in Leipzig die Autorität der Konzilien öffentlich in Frage gestellt, *er* hatte die Bannandrohungsbulle verbrannt, *er* hatte in Worms vor versammeltem Reichstag dem Kaiser die Stirn geboten. *Er* war nun in Bann und Reichsacht. *Er* hatte es als erster gewagt – dieses Verdienst konnte niemand Luther absprechen, auch Zwingli nicht. Und wenn nun Partei ergriffen werden musste, dann eben für oder gegen Luther. Der erste Vorwurf, der gegen Zwingli erhoben wurde, lautete, er predige lutherisch, er stehe auf der Seite des Geächteten. Zwingli betonte zwar, er predige einfach das Evangelium und sei selbständig zu dessen Verständnis gelangt, ohne sich aber von Luther in der Sache zu distanzieren.

Die ersten Spannungen in der scheinbar reformatorischen Einheitsfront zeigten sich bereits mit dem Auftreten der «Schwärmer», die während der Abwesenheit Luthers auf der Wartburg (1521/22) in Wittenberg eine radikale Kirchenreform mit Bildersturm, sofortiger Abschaffung der Messfeier, Schliessung der Klöster und Aufhebung des Zölibats einleiteten. Träger dieser Bewegung waren einerseits die ausgesprochen apokalyptisch

geprägten «Zwickauer Propheten» Nikolaus Storch und Thomas Drechsel, andererseits der Gefährte Luthers von Leipzig, Andreas Karlstadt. Ähnlich wie Zwingli, den er damals noch nicht kannte, drängte auch Karlstadt auf die soziale Anwendung des neu gewonnenen Glaubens in Wittenberg, was Luther als frevelhaften Versuch zur Aufrichtung des Gottesreiches aus eigener Kraft empfand. Während sich aus dem Prophetentum der «Zwickauer» die radikale Linke der Reformation unter Thomas Müntzer entwickelte, fand der ebenfalls vertriebene Karlstadt später bezeichnenderweise Zuflucht in Zürich. In manchem nahm der Streit zwischen Luther und Karlstadt den Streit zwischen Luther und Zwingli vorweg. Nur wenige Jahre später spaltete sich im reformierten Zürich die Täuferbewegung ab, die stark auf die süddeutsche Bauernbewegung einwirkte und auch Verbindungen zu Müntzer aufzubauen versuchte. Die Entwicklung eines radikalen, teilweise chiliastischen und sozialrevolutionären «Linksflügels» bewies bereits die Uneinheitlichkeit der reformatorischen Bewegung, verdeckte indessen noch die Unterschiede zwischen Zwingli und Luther, die beide, wenn auch nicht aus den gleichen Gründen, auf der Seite ihrer Obrigkeiten standen. Der reformatorische Strom gabelte sich: die eine Hälfte stürzte in den Abgrund des Bauernkrieges von 1525, die andere in die Auffangbecken reformationsfreundlicher Fürsten und städtischer Räte.

Um die Mitte der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts begannen sich die konfessionellen Lager in Deutschland und in der Schweiz deutlicher abzuzeichnen. «Reformierte» Länder und Städte mit «reformierten» Kirchen standen dem Kaiser, dem Papst und deren Anhängern gegenüber, machtmässig eindeutig unterlegen und gerettet vielleicht nur dadurch, dass der Kaiser noch zahlreiche andere Feinde hatte, mit dem Papst nicht auf bestem Fuss stand und kirchliche Reformen ohne Antastung der dogmatischen Substanz nicht ablehnte. Um sich in dieser bedrängten Lage zu behaupten, genügte es nicht mehr, Schlagworte zu verbreiten, gegen Rom zu agitieren und lauthals zu verkünden, woran man nicht mehr glaubte. Man musste vielmehr auch deutlich und ausdrücklich formulieren, was man glaubte: um den Fürsten und Bürgermeistern klar zu machen, dass man nichts mit den Revolutionären wie Müntzer oder den Täufern gemein hatte, um dem Kaiser und den römisch gesinnten Reichsfürsten geschlossen entgegentreten zu können, aber auch, um den oft hilflosen Klerikern in Stadt und Land, die nun plötzlich das Evangelium predigen sollten, nachdem sie bisher immer nur die Messe gelesen hatten, eine Richtschnur zu geben. Mit der Konfessionalisierung, der klaren, umfassenden Formulierung evangelischer Lehre, mussten aber auch die Unterschiede zwischen Luther und Zwingli offenkundig werden. Dem Augsburger Reichstag von 1530 lagen nicht *ein* evangelisches Bekenntnis vor, sondern *drei:* die zurückhaltende Confessio

Augustana Melanchthons und Luthers, die Ratio Fidei Zwinglis und die vermittelnde Confessio Tetrapolitana (der Städte Strassburg, Lindau, Memmingen und Konstanz) Martin Butzers.

Dass die Gegensätze zwischen Luther und Zwingli gerade in der Diskussion um das Abendmahl manifest wurden und zum Abendmahlsstreit führten, war kein Zufall. Einmal zeigte sich hier so deutlich wie sonst nirgends die Diskrepanz zwischen dem unbeirrbaren Vertrauen Luthers in die paradoxale Unerforschlichkeit des Willen Gottes und dem unbeirrbaren Vertrauen Zwinglis in den göttlichen Logos, der die Schrift erhellt. «Gott geb, er sey in loco oder nicht, das überlass ich Gott», entgegnete Luther in Marburg auf Zwinglis Angriff auf die leibliche Ubiquität Christi, und Zwingli replizierte: «Was im Glauben absurd ist, das ist wirklich absurd!» Aber nicht nur für die streitenden Theologen, auch für die Gläubigen war die Abendmahlsfrage zentral. Nicht die Predigt, sondern die Messfeier hatte im Mittelpunkt des vorreformatorischen Gottesdienstes gestanden. Nicht nur Zwingli und Luther, sondern auch alle ihre Zeitgenossen aber waren Kinder des Spätmittelalters, waren in der vorreformatorischen Zeit gross geworden. Das Geheimnis um Wein und Brot übertraf an Bedeutung für den Gläubigen selbst die Kloster-, die Bilder- oder die Zölibatsfrage – kein Wunder, dass die reformierten Obrigkeiten die Neugestaltung der Messfeier meist als letztes an die Hand nahmen. Ob die Eucharistie ein Werk Gottes, ein glaubensvermittelndes Sakrament oder aber ein Werk der gläubigen Gemeinde war, das war für den Christen des 16. Jahrhunderts ein zentraler Unterschied. Wer hier irrte, der konnte wohl kaum durch den Glauben vor Gott gerecht werden.

Die Spaltung

Die Spaltung, die durch das Scheitern der Marburger Verhandlungen 1529 besiegelt wurde, hat Zwingli wohl härter getroffen als Luther. Für Luther war sie ein Beweis dafür, dass der Teufel nach der Papstkirche, den Schwärmern und Täufern nun eben auch von den «Sakramentierern» (d. h. Sakramentsleugnern) um Zwingli Besitz ergriffen hatte. «Wer hat je gelesen in der Schrift, dass ‚Leib' soviel wie ‚Leibes Zeichen' und ‚ist' soviel wie ‚bedeutet' heissen soll? Ja, welche Sprache hat in aller Welt jemals so geredet? Es ist nur der Übermut und die Bosheit des leidigen Teufels, der unser durch solche Schwärmer (womit hier Zwingli gemeint ist) in dieser grossen Sache spottet!» Der Tod Zwinglis in der Schlacht bei Kappel bestätigte sein Urteil. Für Zwingli dagegen bedeutete Marburg eine menschliche und politische Erschütterung. Menschlich, weil er Luthers Verdienste

nie bestritten hatte und wohl eher als sein Kontrahent zwischen Sache und Person zu unterscheiden wusste, politisch, weil mit Marburg der Plan eines grossen evangelischen Bundes von Zürich bis Wittenberg zusammenbrach. Das unterschiedliche Bekenntnis verhinderte das Bündnis. Für Luther, für den das drohende Gericht Gottes bedeutend wichtiger war als das Strafgericht eines allfällig siegreichen Kaisers über die uneinigen Protestanten, war der Bruch kein Verhängnis, sondern eine offenbar notwendige Flurbereinigung, eine klare Scheidung zwischen Gläubigen und Verirrten. Für Zwingli dagegen war er ein schwerer Rückschlag, der die Verkündigung des wahren Evangeliums und die darauf beruhenden Reformen in Kirche und Staat in schwere Gefahr brachte. Um so eifriger versuchte er dann in den letzten zwei Jahren seines Wirkens, wenigstens die Reformation in der ganzen Eidgenossenschaft durchzusetzen und die Beziehung zu den süddeutschen Städten und zu Hessen aufrechtzuerhalten. Das Ende seines Strebens war Kappel.

Sieger im Streit blieb scheinbar Martin Luther. Das Luthertum wurde zur Landeskirche vieler deutscher Fürstentümer und Städte sowie der skandinavischen Staaten. Was an Luther unbequem war, nämlich sein von Augustin geprägter Kirchenbegriff, wurde freilich von der lutherischen Orthodoxie verdrängt. Die lutherische Kirche wurde eine politisch ungefährliche, auf den einzelnen und dessen jenseitiges Heil ausgerichtete Kirche. Demgegenüber war Zwinglis Kirche eine unbequeme, anspruchsvolle Kirche, die mit ihrer Forderung «regnum Christi etiam in externum» vom Volk wie von der Obrigkeit recht viel an Glaubenseifer und Zucht verlangte. Sie blieb auf Teile der Eidgenossenschaft beschränkt, scheinbar zum Provinzialismus verdammt. Und selbst hier erfuhr sie in der langen Ära Heinrich Bullingers und danach Adaptionen zur obrigkeitstreuen, wenig kritischen Kirche ihrer gnädigen Herren hin. Phänomenologisch, wenn auch nicht dogmatisch, unterschied sich die zürcherische Landeskirche des 17. Jahrhunderts nicht allzu stark von der kursächsischen.

Zwingli hat keine Weltkirche geschaffen, kein geschlossenes theologisches System zum verbindlichen Glaubensgut vieler Menschen gemacht. Wohl aber hat er einzelne Gedanken von grosser Tragweite und Sprengkraft entwickelt. Die Zuwendung *auch* zur Welt, die Sorge *auch* um den Staat, um die Gemeinschaft, das Vertrauen, trotz aller menschlichen Mängel durch die Gnade Gottes diese Welt sinnvoll gestalten zu können: das sind Gedanken, die mittelbar spätere Jahrhunderte geprägt haben. Sie führen über Calvin zu den emanzipatorischen Bewegungen des Calvinismus in den Niederlanden, in Frankreich und in Grossbritannien. Sie führen von daher weiter zur Aufklärung und zum Liberalismus, zum Fortschrittsgedanken und zum Sozialstaat moderner Prägung, freilich in säkularisierter, von der

Bindung an Gottes Verkündigung befreiter und dadurch zunehmend unverbindlicher Form.

Je in ihrer besonderen Weise sind Luther wie Zwingli aktuell geblieben. Luther war ein Prophet der Endzeit. Insofern ist er zeitlos gültig, und seine Aktualität ist eine Funktion unseres eigenen Endzeitbewusstseins. Zwingli war ein Prophet der Neuzeit. Seine Gedanken haben ihre Früchte bereits hervorgebracht, Früchte, die uns heute vielfach unreflektierte Selbstverständlichkeit sind und deren Herkunft wir kaum mehr erkennen vermögen. Seine Aktualität ist eine Funktion unseres eigenen Geschichtsbewusstseins.